

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 3

Artikel: Um die Würdigung Mottas
Autor: Schürch, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159295>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

möglich gemacht wird. Gerade die Behandlung des Problems von Triest wird da ein richtiger Prüfstein sein, ob das neue Europa noch die Fähigkeit aufbringen kann, die Prinzipien der Demokratie gegenüber neuen Diktaturgelüsten erfolgreich durchzusetzen.

Um die Würdigung Mottas

Von Ernst Schürch

Eugen Curti hat in der Besprechung des Buches «62 Bundesräte» eine Bemerkung angebracht gegen die «schwärmerische Verehrung für Bundesrat Motta als Staatsmann, dessen gute menschliche und bürgerliche Eigenschaften von niemand bestritten werden». Er hält dafür, daß dadurch das Bild der wirklichen Vorgänge verfälscht werden könne, daß aber eine Buchbesprechung nicht der Ort sei, dies näher zu begründen. (Schweizer Monatshefte, Mai 1945, S. 131/32.)

Damit ist gegen eine Geschichtschreibung, die gleich dem Sarg folgte und trotz ihres Umfanges und Apparates ein wenig unter dem Gebot der Nekrologie stand, von Toten nur Gutes zu melden, vielleicht zum erstenmal ein ernsthaftes Fragezeichen aufgestellt. Man kann aber der Ansicht sein, daß dies nicht mehr genüge. Auch unsere Staatsleitung muß aus eigenen Schwächen und Fehlern lernen, und neue schwere Aufgaben verlangen sichere Maßstäbe für die Bewertung besonders unserer Außenpolitik. Eine Gegenbeleuchtung der eigenartigen Gestalt Mottas hilft vielleicht, die Umrisse des Wirklichen trotz der Aura, die eine fromme Verehrung um ihn gesponnen hat, schärfer zu erkennen. Als Beitrag zur nüchternen Abklärung sind die folgenden Zeilen gedacht; ein vollständiges Charakterbild können auch sie freilich nicht bieten.

Wer regiert, muß sich nach der Forderung beurteilen lassen: *gouverner, c'est prévoir*. Die erhöhte Stellung im Staat gebührt einem, der weiter zu sehen imstande ist, als der Mann in der Menge. Läßt sich gegenüber Giuseppe Motta in dieser Hinsicht etwas bemerken?

Als nach Beginn des ersten Weltkrieges die Konjunktur der Rüstungsindustrie und eines seither nicht mehr erlebten Schieberhandels unerhört emporschnellte und gleichzeitig die Teuerung in einem Tempo stieg, dem die Teuerungsdebatten und Besoldungszulagen nicht zu folgen vermochten, da rief die Presse nach einer kräftigen Kriegsgewinnsteuer. Es gab Firmen, auch in der Uhrenindustrie, die ein paar Jahre später nach Stützung durch den Bund rief, die verstanden ihre Profite nur noch zu bewältigen, indem sie ihren Aktionären Gratisaktien nachwarfen. Ihre Arbeiter überließen sie den Gewerk-

schaftssekretären, die dann mit ihren Druckmitteln die Löhne antrieben bis zum Mehrfachen bisheriger Ansätze. Die Festbesoldeten und kleinen Sparer aber zehrten ihre Rücklagen auf; die Angestellten und mehr und mehr auch manche Beamte wurden nach und nach proletarisiert und politisch revolutioniert. Die erste besoldungspolitische Maßnahme des Finanzchefs war bei Kriegsausbruch gewesen, die Alterszulagen einzustellen, mit der Begründung, wer eine sichere Stellung habe, solle ein Opfer bringen. Das wurde im August 1914 durchaus willig hingenommen. Dann aber glitt die Entwicklung dem Bundesrat aus den Händen. Deutschland hatte bei Kriegsbeginn in Voraussicht der Geldentwertung im Gegenteil die Besoldungen vorsorglich erhöht und damit einem Auseinanderklaffen von Staats- und Beamteninteressen vorgebeugt, während sich bei uns der affektgeladene Gegensatz zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in unnatürlicher Weise zwischen Staat und Staatsdiener, Regierung und Verwaltungspersonal einfressen konnte.

Das eidgenössische Finanzdepartement aber ließ uns zunächst wissen, daß eine Kriegsgewinnsteuer kaum die Kosten der Erhebung lohnen würde. Als sie dann, mit höchst bedauerlicher Verschleppung, schließlich doch kommen mußte, warf sie das Vielfache des ursprünglich errechneten Betrages ab. Aber die innerpolitische Lage war dadurch nicht mehr zu entgiften. Es war die schwüle Inkubationszeit des Generalstreiks.

Nicht umsonst hat man nachher den Amtsschimmel ausgepeitscht, der sich so stur geweigert hatte, aus der Routine des Gewohnten herausgezogen zu werden. Der Vorwurf bleibt auch bestehen. Aber Chef des Finanzdepartementes war Herr Motta, und der Bundesrat hat über den Bürokraten zu stehen. Es fehlte vielleicht auch an den nötigen Impulsen aus dem Departement, das die Volkswirtschaft und die Sozialpolitik betreute, und es fehlte in jener vom Klassengeist unten und oben beherrschten Zeit an der sozialen Gesinnung. Aber an der vorausschauenden Führung hat es ebenfalls gefehlt.

Nun wird Motta ja nicht als Finanzminister, sondern als Chef des politischen Departementes in der Leute Gedächtnis stehen. Sollte etwas über sein außenpolitisches Vorausschauen zu bemerken sein?

Als kaum mehr zu sehen war, wie Deutschland seine Wirtschaft von der Kriegs- auf die Friedensproduktion zurückstellen konnte ohne schwere Arbeitslosigkeit, die beseitigt zu haben Hitlers Ruhm war — als er verkündet hatte, er habe über 90 Milliarden Reichsmark in Rüstungen angelegt, und man sich fragte, ob dieses Kapital nicht einmal «arbeiten» müsse — als Hitler längst Verträge zerrissen und Versprechen gebrochen hatte, um seine Macht immer stürmischer auszudehnen, da gab es trotzdem in allen Ländern, nicht nur in

Deutschland, viele Menschen, die inbrünstig an das «Friedenswerk» von München glaubten und noch einmal hereinfliehen. Was ein Staatsmann im vollen Sinne ist, der sich das Auge durch nichts trüben läßt, und wer sein Urteil nach seinen Wünschen richtet und daher nicht ans Staatssteuer gehört, das ergibt sich in Beispiel und Gegenbeispiel in klassischer Klarheit aus den Äußerungen von Neville Chamberlain und den gleichzeitigen Warnungen des Rufers in der Wüste, Winston Churchill. Herr Motta aber sprach in Bern in begeisterter Verehrung vom «edlen Greis», der aller Welt den Frieden erhalten habe. Viele andere Schweizer dachten und fühlten gleich. Ja, aber nur einer stand in der Leitung der schweizerischen Außenpolitik. Bis zuletzt hat sich Motta geweigert, an den kommenden Krieg zu glauben.

Sein Irrtum hat uns vielleicht kaum fühlbaren Schaden gebracht, weil unsere Außenpolitik mehr abwartend und bewahrend als aktiv sein mußte. Wir sind dennoch glücklich, daß Hermann Obrecht im Volkswirtschaftsdepartement handelte, als ob der amtliche Optimismus des Außenministers ein frommer Wunsch und leerer Traum gewesen wäre. Übrigens hat Motta selber nach den mißlichen Erfahrungen im Sanktionenhandel mit viel Geschick und nicht weniger Glück doch das Wichtigste getan, was die Kriegsgefahr, an die er nicht zu glauben vermochte, außenpolitisch verlangte: die Rückkehr zur uneingeschränkten Neutralität durch Abschütteln der Bedingungen der Londoner Deklaration für den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund. Das Glück bestand in einer großzügigen Haltung Rußlands, das Motta seine Anklagerede mit einem Nein hätte vergelten können. Jene Haltung Moskaus steht im Gegensatz zur gegenwärtigen und darf gerade darum in Erinnerung gerufen werden.

*

So wichtig wie eigene Begabung ist für einen Regierenden die Fähigkeit, die *richtigen Mitarbeiter* zu finden. Hatte Motta hierin eine besonders glückliche Hand? Die Frage ist heikel, läßt sich aber bei der Würdigung eines Staatsmannes nicht umgehen. Außergewöhnliche Geschicklichkeit bewies in dieser Hinsicht Bundesrat Schultheß, der dafür in andern, auch wichtigen Eigenschaften, dem Tessiner Kollegen nachstand. Gerechterweise ist zu bedenken, daß die personelle Ausstattung eines Departements auch von Budgetkrediten abhängen kann. Motta war aber nicht der Mann, um die Bedürfnisse seiner Verwaltung mit der Rücksichtslosigkeit durchzudrücken, die vielleicht andern Bundesräten natürlicher lag. Was aber auch immer der Grund gewesen sein mag, einige der allerbesten Kräfte, über die unser Außendienst unter Motta und seither verfügte, kamen als Außenseiter in den Dienst des Politischen Departementes, aus der

Presse, wie Georges Wagnière, oder eben aus der Reihe der Paladine des Herrn Schultheß, wie Hermann Rüfenacht und Walter Stucki.

Motta hatte die gewiß administrativ auch nutzbringende Art, bis fast zur Unmöglichkeit seine Untergebenen zu decken, nur das Gute an ihnen gelten zu lassen und damit auch richtig das Beste selbst aus unzureichenden Kräften herauszuholen. Wer würde für einen solchen Chef nicht alles tun? Als es einmal doch nicht mehr ging, rief Motta aus: «Sagen Sie selber, wen soll ich schicken? Ich habe niemand» . . . Die bessere Rekrutierung und Vorbildung unserer Berufsdiplomaten ist eine anerkannte Aufgabe der Gegenwart; sie wäre aber längst dringlich gewesen.

Das schöne und sicher nicht unfruchtbare Bedürfnis Mottas, an das Gute in den Menschen zu glauben und sich daran zu halten bis zuletzt, hat ihn sicherlich der besondern Art von Diplomaten, die uns das Dritte Reich in solcher Fülle ins Land schickte, zuviel Vertrauen entgegenbringen lassen. Als nach Gustloffs Tod die Stelle eines Landesleiters der NSDAP in der Schweiz formell aufgehoben und dann durch den aus Prag kommenden Freiherrn von Bibra versehen wurde, war das kein Grund zur Beruhigung. Aber es schien fast, das Politische Departement lege mehr Wert auf die glatte Oberfläche der diplomatischen Beziehungen als auf einiges, was darunter geschah. Eine Warnung, nach dem Überfall auf Holland ausgesprochen, schien nur zu bewirken, daß der Warner von den fremden Diplomaten als Friedensstörer verfolgt wurde. Das war nach Mottas Tode, aber es zeigte sich doch, daß schon zu seinen Lebzeiten gewisse Diplomaten «de bas étage» besser fern von Bern geblieben wären.

*

Motta stand unter der *Magie des Wortes*. Er glaubte an eine besondere Bedeutung nicht nur des Miteinander-Redens, sondern des Reden-Haltens. Er war der Genfer Völkerbundtribüne verpflichtet und hingegeben. Einige seiner politischen Erfolge sind rein rhetorischer Art. Er fühlte Erwartungen rings um ihn aufwachsen; er fühlte den Auftrag, sie zu erfüllen. Es wurde ihm feierlich zumut, und er sprach in einem gehobenen Französisch, das die Franzosen schulmäßig latinisierend anmutete, ganz anders, als wie es ihre ersten Redner übten, etwa Briand, immer improvisierend, Hände in den Hosensäcken, der sich manchmal, seinen berühmten Baß probierend, selber etwas vorzuspielen schien, ehe er unter der Eingebung des Augenblicks pour de bon loslegte. Motta sprach immer in klarer Disposition und wohlgebauten Perioden. Gegen Schluß liebte er, einen Attakengalopp anzuschlagen, während sein metallisches Organ wie Reiterfanfaren tönen konnte. Soviel Form er aber in bewährter Schulung der Rede gab, so wirkte er im Grunde deshalb, weil es ihm

um die Sache ging und nicht nur um ihren kunstvollen Ausdruck, und so führte er manchmal das Wort für andere, auch das Wort, das andere nicht zu sagen, nur mit Beifall zu unterstreichen wagten. Wer nicht dabei war, als Motta vorstieß, um der Aufnahme Deutschlands den Weg zu bereiten, und dann Viviani aufsprang, um den Schweizer in die Schranken zu weisen: «Ohne uns, die gekämpft haben, wäret ihr nicht hier» — der kann sich die besondere Stellung Mottas im Völkerbund kaum recht erklären. Er hatte überraschend starken Beifall geerntet, der dann durch die Gegendemonstration zudeckt werden mußte. Auch als er gegen die Aufnahme der Sowjetunion sprach, führte er das Wort für viele. Was man auch vom rein diplomatischen Standpunkt davon halten mag, so etwas wie ein internationales Gewissen war aus seinen Worten zu hören. Das erhöhte den Redner und trug auch seinem Lande Achtung ein.

Eine so verführerische Gabe ist nicht ganz ohne Gefahr. Darüber müßte sich einer der Herren äußern, die neben Motta in der schweizerischen Delegation saßen. Man hörte sie gelegentlich klagen, eine Rede, von der man abends abgeraten, sei nächsten Tages doch gehalten worden. Jedenfalls war die Zeit der großen Genfer Eloquenz schon lang abgelaufen, als Motta das Reden immer noch als eine Hauptaufgabe seines Amtes ansah und daher über eine Affektion der Stimmbänder recht unglücklich sein konnte, weil sie ein für ihn besonders wichtiges Organ treffe.

Heute scheint für große Reden kleiner Völker weniger Bedarf mehr zu bestehen. In San Francisco erinnerte man sogar an die Regel für Kinder, die in den Salon geführt werden: «Die Kleinen soll man sehen, aber nicht hören». Motta, der ganz auf Ausdruck und Mitteilung eingestellt war, fand seinen rechten Platz in einer Welt, die nicht mehr ist. Einmal wird die Schweiz der Welt auch wieder sagen müssen, was sie denkt und was sie will — aber kaum von einer Weltkanzel aus.

*

Hatte Motta als Redner vielleicht in gewissem Grade «les défauts de ses qualités», wozu man eine fühlbare Überschätzung des Rhetorischen zählen mag, so hatte er sehr deutlich auch umgekehrt «les qualités de ses défauts», und zwar nicht nur als Mensch und Bürger, sondern auch als Staatsmann. Zunächst hat er gerade im Völkerbund jene Eigenschaften gezeigt, an deren Mangel nach dem Zeugnis Churchills der Völkerbund zugrunde gehen sollte: Mut und Loyalität. Seine in einzelnen Fällen allzu günstige Meinung und allzu geduldige Langmut bei entschieden fehlbesetzten Posten entsprang einer kameradschaftlichen Treue und einem lebendigen Sinn für die Gemeinschaftlichkeit einer Aufgabe, einer Gesinnung also, die einer

kollegialen Regierung zugute kommen mußte. Da sind die menschlichen und bürgerlichen Eigenschaften von den staatsmännischen Qualitäten nicht mehr zu trennen. Die unbedingte kameradschaftliche Verlässlichkeit Mottas war ein Hauptgrund seines nahen Verhältnisses zu dem ihm in dieser Beziehung, und wohl nur in dieser, so nahestehenden Karl Scheurer. Sie gewann ihm schließlich auch den gerne scharf urteilenden Schultheiß. Sie war ein wirksames Element der Geschlossenheit des Bundesrates, und wie gefährdet, wie wichtig aber auch diese Geschlossenheit sein konnte, zeigte sich in der Unverträglichkeit zweier Temperamente und in den Seitensprüngen des einen, Sprünge in die Öffentlichkeit nicht ausgeschlossen. Motta war einer von denen, die der Presse warnende Winke gaben. Ihm ging die Rücksicht auf die Gesamtbehörde der Rücksicht auf einen Parteigenossen vor. Einem Beschluß des Kollegiums fügte er sich unbedingt, welches auch zuvor seine persönliche Auffassung gewesen war.

Die gleiche Loyalität bewies er, und zwar sehr aktiv, als die Außenpolitik des Bundesrates vom Schweizervolk abgelehnt wurde. Als Frucht der Aufregung über den Gotthardvertrag war auf dem Initiativweg das Referendum gegen Staatsverträge als besonderes Volksrecht entstanden. Diese neueste Waffe der Demokratie, geschmiedet im Zorn über eine deutsch-italienische Einmischung in unsere «Tarifhoheit», wurde zum ersten und bisher einzigen Mal gegen das siegreiche Frankreich geschwungen, das uns in einem vom Bundesrat empfohlenen Abkommen über die freien Zonen altverbriefte Rechte wegnehmen wollte. Das Volk rief nach einem Richterspruch und verwarf das Abkommen. Sofort setzte Motta seine ganze Energie ein, um dem Volkswillen zu dienen. Er trotzte allem Pariser Unwillen und ließ nicht locker, bis im Haag das gute Recht der Schweiz gegen den mächtigen Nachbar klargestellt war. Es war eine schöne Rechtfertigung der außenpolitischen Haltung unseres Volkes und ein nicht zu unterschätzender Beweis für die Loyalität Mottas. Er war ein völlig zuverlässiger Demokrat und hat nie, was auch einmal vorkommen konnte, einen gegen die Politik der Landesregierung gerichteten Volksentscheid zu sabotieren oder ins Gegenteil zu drehen versucht.

Man hat ihm seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mussolini vorgeworfen. Gerade im Verhältnis zu Italien hat aber Motta vielleicht das staatsmännisch Beste geleistet. Das geeinte Italien ist aus der Irredenta entstanden, und darum schlagen die alten Ansprüche auf die natürliche Grenze von Zeit zu Zeit gegen die Schweiz aus. Ernsthaft gefährlich wurde das, als sich der Faschismus mit dem Irredentismus zu verbinden drohte. Es gibt Äußerungen Mussolinis, die uns nichts Gutes verhiessen. Motta und Wagnière ist es geglückt

und ihnen ist es zu verdanken, daß die Gefahr vorüberging, daß auch der Schweizerfaschismus in Italien mangels offizieller Unterstützung abserbelte. Wirtschaftlich, so in den Zufuhren über Genua, hat uns auch das kriegführende Italien jederzeit anständig, ja betont freundlich behandelt. Dabei hat Motta jeden persönlichen Kontakt benützt, um die Schweiz als ein notwendigerweise demokratisches Land dem Verständnis unserer südlichen Nachbarn nahezubringen, und nichts Ungerechteres wäre zu denken, als ihn wegen der Dienste, die er seinem eigenen Land erwiesen hat, als Schleppenträger des ausländischen Faschismus zu beschimpfen. Er war manchmal — mag sein — zu vertrauensvoll dem Ausland gegenüber, zu entgegenkommend für unsern Geschmack. Aber er ist aufrecht geblieben.

Da ihm jede kleinliche Rechthaberei fernlag, war er auch einer der wenigen Menschen, die lang regieren ohne zu vergessen, daß sie sich irren können. Motta war dem Widerspruch auch von amtlich nicht zuständiger Stelle offen bis zuletzt. Und auch diese menschlich so liebenswerte Seite war ein Vorzug des schweizerischen Staatsmannes. Unsere Regenten sind ja nicht unfehlbar und brauchen es auch nicht zu scheinen. Ein Beispiel: als Motta bei der Einweihung des Quais, der seinen Namen erhielt, in Locarno in öffentlicher Rede ausrief, auch die Schweizerpresse habe Neutralitätspflichten, kam es nachher in Bern zu einer Aussprache mit Zeitungsleuten, die sich dieser Ansicht entschieden widersetzten. In Neutralitätsfragen, so meinten sie, sprechen die Kriegführenden mit, und wenn wir die Neutralität auf die Presse ausdehnten, so werde das Ausland sich in unsere Presseverhältnisse einmischen (was denn auch gründlich geschah). Bundesrat Hoffmann habe 1914 den einzig richtigen Standpunkt bezogen, als er erklärte, Träger der Rechte und Pflichten der Neutralität sei einzig der Staat. Motta ließ sich überzeugen; er fügte nur bei, «Reflexwirkungen» der Neutralität auf die Presse gebe es aber doch. Das war aber nicht anders als bei allen Landesinteressen, die zusammen ein Pflichtenheft für einen gewissenhaften Journalismus bilden. Die gebotene Zurückhaltung ist eine Frage nicht der Neutralität, sondern der nationalen Disziplin, die es in gefährlichen Zeiten verbieten wird, der Außenpolitik vermeidbare Schwierigkeiten zu bereiten. Unvermeidbar aber blieb bei alledem die geistige Verteidigung gegen fremde Angriffe. Solche Angriffe kamen durch die deutsche Propaganda in breiten Wellen systematisch gesteigert über die Schweiz. Hätten unsere Zeitungen, wie es von mehr als einer Seite dringend verlangt wurde, dazu geschwiegen, dann wären die Leser am Ende zur Ansicht gekommen, daß sich nichts tun lasse, und ein heillos Defaitismus hätte um sich gegriffen. Das hatte man soeben in Osterreich erprobt, dessen Presse durch ein Abkommen mit Deutschland geknebelt war, ein Abkommen, wie es der Na-

tionalsozialismus, unterstützt von helvetischen Hilfstruppen (auch gutgläubigen) uns ebenfalls aufzudrängen versuchte.

Motta zog offen und öffentlich die Folgen, als er an einer Pressekonferenz die im Herbst 1938 von Berlin aus verbreitete Theorie von der totalitären Presseneutralität unzweideutig ablehnte.

Der Krieg kam, und Motta starb. Und dann fing die leidige Rateburgerei über die Neutralität der Presse von vorne an, als ob nichts gewesen, nichts erklärt worden wäre. Es ist wahr, Herr Motta hat uns nachher manchmal sehr gefehlt.

Wir sind ihm alle Dank schuldig. Aber diese Schuld tragen wir nicht ab durch eine seiner eigenen Natur kaum kongeniale künstliche Vergrößerung des Staatsmannes, und wohl auch nicht durch ein Denkmal, das ohne Kommentar schwerlich für sich selber sprechen könnte, sondern indem wir das Andenken des wirklichen Giuseppe Motta lebendig erhalten, der reinen Willens und gütigen Herzens das Beste für sein Land geleistet hat, was seinen menschlichen Gaben und Kräften erreichbar war.

Die Humanität des Sophokles

Anlässlich einer Aufführung der Trachinierinnen durch die
Akademische Theatergruppe Zürich

Von Franz Stoessl

Die akademische Theatergruppe Zürich führte vor der großen Freitreppe der Universität am 6., 10., 12., 13., 26. und 27. Mai unter der Spielleitung von Heinz Woester ein wenig bekanntes und selten gespieltes Stück des Sophokles auf: Die Trachinierinnen (in der Übersetzung von Emil Staiger). Es ist nicht nur die nicht allen geläufige Materie dieses Dramas, sondern die Kunstform — griechische Tragödie — als solche, die uns in eine uns zunächst fremde, ja seltsame Umgebung versetzt. Wir müssen das geistige Auge erst allmählich an die eigenartigen Lichtverhältnisse gewöhnen, um die richtige Bedeutung der Gegenstände und Vorgänge zu erfassen.

Wie viele antike Tragödien trägt dieses frühe Werk des Dichters — freilich als einziges von den sieben erhaltenen des Sophokles — seinen Namen nach dem Chor: Junge Mädchen aus der Stadt Trachis am Oeta. In Trachis vollzieht sich auch die Handlung.

Wer griechische Sage kennt, mag aus dem Chor trachinischer Mädchen, aus Trachis als Ort der Handlung, auf den Inhalt der Tragödie schließen. Auf dem Oetagebirge fand Herakles den Tod durch